

alterlicher Gäßchen, die Häuser durch Arkaden verbunden, das holprige Pflaster zwei, vielleicht drei Meter breit. In Warschau dagegen waren es Straßen mit scheußlichen Mietshäusern aus dem 19. Jahrhundert. Das jüdische Elend fiel in Wilna weniger ins Auge, was nicht heißt, daß es das nicht gegeben hätte. Doch nicht darin besteht der Unterschied. Wilna war ein starkes jüdisches Kulturzentrum mit Traditionen. Ich erinnere daran, daß eben hier an der Basis der jüdischen Arbeiterschaft, die jiddisch sprach, vor dem Ersten Weltkrieg der „Bund“ entstand. Seine Führer, Alter und Ehrlich, wurden später von Stalin erschossen. Wilna hatte ein jüdisches Historisches Institut, das dann nach New York verlegt wurde. Und ich denke, daß Wilna besonders zum Wiederaufleben der hebräischen Sprache in Israel beigetragen hat. Als jemand, der in dieser Stadt lebte, hätte ich eine bestimmte Kenntnis von all dem erlangen müssen, doch dem standen die Sitten und Gebräuche entgegen. Das jüdische und das nichtjüdische Wilna lebten getrennt voneinander. Beide bedienten sich auch in Wort und Schrift einer anderen Sprache. Als Student war ich sehr international eingestellt, was ziemlich oberflächlich war. Ich wußte nichts über die Geschichte der Juden in Polen und Litauen, über ihr religiöses Gedankengut, den jüdischen Mystizismus, die Kabbala. Das sollte ich erst viel später, in Amerika, lernen. Das zeigt das Ausmaß der Trennung der beiden Gemeinschaften, denn was soll man über andere Städte im Vorkriegspolen sagen, wenn ich in einer solchen Nachbarschaft ein Ignorant geblieben bin. Soweit ich weiß, hat sich in Polen niemand gewagt vorzuschlagen, daß Hebräisch in den Schulen als eine der „klassischen“ Sprachen unterrichtet wird, daß die intellektuelle Geschichte der polnischen Juden gelehrt oder zumindest das Alte Testament gelesen und kommentiert wird: er wäre gesteigt worden. Und wenn mich auch der Haß der Juden auf die Polen, bei merkwürdiger Vergebungsbereitschaft gegenüber den Deutschen und den Russen, sehr trifft und schmerzt, so muß ich zugeben, daß einem der kleinliche Antisemitismus – auf englisch würde ich *petty*, auf französisch *mesquin* sagen – genauso arg zusetzen kann wie ein Verbrechen, weil er etwas Tagtägliches ist.

Quelle: Miłosz C.: *An Tomas Venclova*. In: Klecel M. (Hg.) 1995: *Polen zwischen Ost und West*. Frankfurt am Main, 177, 182–186, 195–196.

Die Probleme der livischen Minderheit im unabhängigen Lettland

Die jungen Demokratien der um 1920 unabhängig gewordenen baltischen Republiken Estland, Lettland und Litauen wurden insbesondere durch die vom Völkerbund geforderte Minderheitengesetzgebung, die vor allem die Deutschbalten betraf, auf die Probe gestellt.

Die Selbstverwaltungswünsche der kleinen livischen Minderheit, deren Sprache und Kultur seit Jahrhunderten unter dem Assimilationsdruck des benachbarten Lettischen standen, fanden bei der lettischen Regierung allerdings kein Gehör. Im kulturellen Bereich erfuhren sie hingegen ab 1923 offiziell Förderung und Schutz: Es entstanden Vereine, und Livisch wurde als Schulsprache angeboten – beides Rechte, deren Fehlen der Verfasser unserer Quelle noch beklagte.

*Das Livische gehört zum ostseefinnischen Zweig der finnougriischen Sprachen. Die „Livländische Chronik“ Heinrichs von Lettland aus dem 13. Jahrhundert gibt eines der ersten Zeugnisse von den entlang der Rigaer Bucht – dem damaligen Livland – siedelnden Liven, über deren Christianisierung sie berichtet. In den Jahrhunderten darauf schrumpfte die livische Bevölkerung stark, indem sie mehrheitlich in der lettischen Kultur aufging. Mitte des 19. Jahrhunderts konzentrierte sie sich nur noch auf den sogenannten „Livischen Strand“ (lett. *Livõd rānda*),*

eine schmale Küstenregion im Westen der Rigaer Bucht (in Kurland), die 1991 von der lettischen Regierung zum kulturellen Erbe erklärt wurde. In der Sowjetzeit war diese Zone militärisches Sperrgebiet, die Bewohner waren in nahe liegende Städte umgesiedelt worden. Heute ist das Livische fast ausgestorben, die Zahl der Muttersprachler liegt bei einem Dutzend zumeist älterer Menschen.

Das Jahr 1923 im Leben des livischen Volkes – nach der Erzählung eines livischen Patrioten

Sehr traurig waren unsere Weihnachten vor einem Jahr, 1922: das Gefühl der Verlassenheit bedrückte uns, die Stiefkinder des Schicksals in den Küstendörfern, dazu die Betätigung des Übelwollens seitens unserer lettischen Nachbarn, die unsere Sprache nicht verstehen und sie eine „Pferdesprache“ schimpfen. Doch auch in uns pulsiert die Liebe für diese Pferdesprache und den weißsandigen Strand, die wir als einziges Erbeil von unseren großen Vorvätern übernommen haben, und wo wir uns ein neues, helles Heim gründen wollten zu einer Zeit, wo die Forderung der völkischen Selbstbestimmung die ganze Welt erobert hat. Wir wandten uns an unsere Staatsgewalt mit der bescheidenen Bitte, die livischen Dörfer zu einer eigenen Ortsgemeinde zu vereinigen und uns den muttersprachlichen Unterricht in der Schule zu gestatten. Unsere Bitte wurde als selbstverständlich betrachtet und uns mit Worten alles versprochen, – in Wirklichkeit aber wurden uns bald die letzten Wiesen genommen und unter die Landleute verteilt, in der lettischen Presse wurden wir mit schnöden Worten verhöhnt (siehe „Brīva Zeme“, Nr. 130, 1922), und in den Schulen wurden livische Kinder beschimpft, bis sie sich nicht mehr getrauten, ihre Muttersprache zu sprechen. Dann wollten wir einen livischen Kulturverein gründen und uns in demselben konzentrieren. Wir sandten die Statuten zur Bestätigung ein, doch wurden sie wegen eines in Wirklichkeit gar nicht vorhandenen Formfehlers zurückgewiesen!

So waren wir vor einem Jahr – hilflos, verachtet, geradezu verfolgt. Nur dank der ermutigenden Unterstützung unserer estnischen und finnischen Freunde vermochten wir die Forderung einer Ortsgemeinde und eines Vereins aufrechtzuerhalten. Endlich kamen die Statuten des Vereins bestätigt zurück, und am Ostermontag, am 2. April 1923, hielt Livöð It seine Eröffnungsversammlung. Dies war unser erster völkischer Großtag in der Gegenwart.

Kategorisch setzten wir nun auch wieder die Frage unserer livischen Ortsgemeinde auf die Tagesordnung und brachten es bis zu einer Volksabstimmung am 10.–14. Oktober 1923, welche die Gründung einer eigenen Ortsgemeinde trotz aller Gegenpropaganda endlich doch mit einem Ja entschied. Dennoch ist das Schicksal der Gemeinde noch lange nicht entschieden: noch steht uns der Streit mit den örtlichen lettischen Gemeinden um die Bestimmung der Grenzen bevor. Die hiesigen Letten gestehen uns nur den Küstensand ohne Wälder und Wiesen zu, selbst den Sand wollen sie uns nicht gönnen; rief doch ein Mitglied des Gemeinderates mit den anderen im Chor, wir sollten uns ins Meer scheren. Andererseits aber wird die Gründung der Gemeinde bewußt verzögert, bis die Landleute sich im Frühling bei der Verteilung des Landes die besten Stücke ergattern, um uns „Bettlern“ großmütig den weißen Sand zu opfern. Unsere ganze Hoffnung ruht in der Gerechtigkeit der Zentralverwaltung, und deshalb warten wir mit der größten Spannung, welches Urteil die lettische Regierung über uns und damit auch über sich fällt. Denn man bedenke nur: jahrhundertlang haben unsere Väter und Vorväter hier am Strande gelebt, wir haben diesen Sand kultiviert, haben unsere handflächenbreiten Feldstreifen beackert, haben aus Balken Wege zu den Wiesen hinter den Sümpfen gebaut, haben bis an die Brust in Sumpflöchern und bis über den Kopf in den Wellen des Meeres im Namen unserer Heimat und unseres Strandes gekämpft ... und nun kommen andere und nehmen uns den bis zu Tränen teuren Strand!

[...]

Bis heute noch wandeln wir wie in einem Rausch: gleich dem verlorenen Sohn kehren wir in unser völkisches Heim zurück; wie Schuppen fällt es uns von den Augen, und wir finden Freunde und Verwandte in allen Weltgegenden, wir sehen auf einmal die helle Sonne aus dem fernen Norden, aus Estland und Finnland, herüberstrahlen, und auch Ungarns südliche Sonne leuchtet zu uns herüber. Nur unsere nächsten Nachbarn sind nach wie vor kalt und starr. Wie sehnen wir uns nach dem Tage, an dem uns auch die Letten die Hand in ehrlicher Freundschaft bieten, an dem ihre Verachtung und ihr Spott ein Ende haben. Wir sind Lettland immer gute Bürger gewesen und wollen es immer sein, wenn nur Lettland gut zu uns sein und uns recht verstehen wollte!

Quelle: Loorits O. (Hg.) 1936: *Volkslieder der Liven*. Tartu, VI–IX, XI.

Ein bulgarisches Heimatgedicht

Marija Grubešlieva (1900–1970) entstammte einer Offiziersfamilie. In den dreißiger Jahren schloss sie sich dem „Antifaschistischen Bund der Schriftsteller“ an und verbrachte wegen linker Untergrundaktivitäten mehrere Jahre in Haft. Nach der kommunistischen Machtübernahme wurde sie als Vorreiterin der sozialistischen Poesie Bulgariens geehrt. Die Thematik ihrer Werke umfasst die soziale Lage im Bulgarien der Zwischenkriegszeit, den Widerstand gegen das autoritäre System der Jahre vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, den antifaschistischen Widerstand sowie den Verfall der bürgerlichen Moral. Typisch an ihrem hier abgedruckte Heimatgedicht ist die Verbindung traditioneller patriotischer Motive, sei es die bulgarische Landschaft oder der Heiduckenmythos, mit antifaschistischem Engagement und sozialistischen Elementen.

Heimat

Für mich warst du in jenem Vaterhaus
in Rosen und in Kresse ganz versunken,
wo unterm weit herabgezogenen Dach
die Sommerschwalben sich ihr Nest gebaut.

Für mich warst du in jenem Tropfen Tau,
wie er im Herbst von allen Rosen tränkte
in der Erinnerung an der Mutter Lied
in unsrem uferlosen Himmelsblau.

Als ich an jenem wunderbaren Tag
zum ersten Mal skandierend in der Fibel
das Wort Bulgarien buchstabierte, klang
dein Name stolz in mir, dem kleinen Kind.